

Deuticke

Bodil Malmsten

Der Preis des Wassers in
Finistère

Roman

Übersetzt aus dem Schwedischen von Sigrid Engeler

ISBN-10: 3-552-06052-9

ISBN-13: 978-3-552-06052-4

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.deuticke.at/978-3-552-06052-4>

sowie im Buchhandel

In berechtigtem Vertrauen

Seit jenem Tag Ende Februar, als ich Madame C versprach, ein Buch über meine erste Zeit in Finistère zu schreiben, habe ich nichts getan als anzufangen.

Ich habe mit dem Hintergrund angefangen, warum ich nach Finistère kam, dass ich dort, wo ich war, mich völlig verloren fühlte; in Afghanistan bestimmt die Länge des Bartes und zu welchem Geschlecht du gehörst, ob du dort arbeiten und leben darfst, in meinem ehemaligen Vaterland ist es das ausgeglichene Bankkonto. Aber da ich Madame C ein glückliches Buch über meine erste Zeit in Finistère versprochen habe, kann es so nicht anfangen.

Wie die ersten fünfzehn Tage für eine Pflanze müssen die ersten fünfzehn Wörter für eine Geschichte alles beinhalten, was diese zum Überleben braucht.

Wenn ich nur diese fünfzehn Wörter zusammenbekomme, dann werden sich die restlichen Wörter wie von selbst ergeben. Wenn es mir nur gelingt, diese Fünfzehnwörterschwelle zu überschreiten, ist alles klar.

Nichts ist klar. Auf der anderen Seite der Schwelle ist nichts leichter, es ist nur weiter weg vom Gefühl und näher an der Deadline. Einen Satz zu schreiben, der genau so selbstverständlich daherkommt wie das, was er beschreiben soll – vergiss es.

Ein Erlebnis in Worte fassen, ist wie eine Eidechse am Schwanz packen, den Schwanz hältst du in der Hand, aber die Eidechse ist weggelaufen.

Das Gefühl läuft weg und übrig bleiben die Wörter, diese trockenen kleinen Schwänze.

Über die Felsen am Atlantik gehen.

Über das Meer blicken. Seine Größe und Weite spüren. Die Sprachlosigkeit. Aufnehmen. Sich von dieser schwindelnden Selbstverständlichkeit auffüllen lassen.

Alles, worüber ich schreiben will, ist selbstverständlich und unbeschreiblich.

Dem gibt es nichts hinzuzufügen. Nichts nichts nichts.

Da bleibt nur, ein Buch mit dem Titel DAS GLÜCK SCHREIBT WEISS zu schreiben, was darin besteht, den Titel zu drucken und sechshundert weiße Seiten folgen zu lassen. Aber ich bin kein solcher Modernist.

Die Wickensamen, die ich an jenem Schicksalstag im Februar legte, als ich Madame C versprach, ein Buch zu schreiben, sind zu einer solchen duftenden Abschirmung aus weißen, rosa, dunkelvioletten und roten Wicken herangewachsen, wie ich es erträumt hatte.

Die Wicken sind meterhoch, aber noch ist kein Wort geschrieben.

Madame C weiß das nicht.

Wenn sie fragt, wie es mit dem Buch steht, und ich ausweichend antworte, sagt sie mit einem Lächeln pardon, mit dem sich Mitglieder von Geheimgesellschaften untereinander verständigen.

Sie wolle auf keinen Fall den Entstehungsprozess stören, sagt sie.

Legt ihren zarten Zeigefinger auf ihre diskret, aber perfekt geschminkten Lippen und flüstert: »À demain. Bis morgen, gutes Gelingen der Arbeit, bon courage.«

Seit ich mein Versprechen gegeben habe, ist das Paradies hin. Es ist nicht verloren, aber es hat Löcher und offenbart sich nur ab und zu.

Das Jahr verliert seine Kontinuität, Bilder flimmern isoliert vorbei – wie Einschläge zwischen den Abgründen der Leistungsanforderungen.

Finistère lebt in meinem Herzen, in den Sinnen, aber da ist es.

Sobald ich versuche, von dem Versprechen, das Buch zu schreiben, entbunden zu werden, hat Madame C es plötzlich eilig. Sie bekommt Besuch aus Polen, der Tangokurs steht an, die Söhne kommen sie besuchen, diese Söhne, von denen man nie etwas sieht. Sie greift nach ihrem Kleid, steigt ins Auto und verschwindet mit einem zerstreuten bon courage und à demain.

Ich habe Madame C kein großartiges Werk versprochen, kein Prosaepos über schwedische Emigranten im Stile Vilhelm Mobergs. Keinen richtigen Roman mit fiktiven Personen, auch wenn beim Aufschreiben alles fiktiv wird. Ich schreibe ein kleines Journal, einige wenige leichte Notizen, 150 000 Zeichen.

Etwa.

Leerzeichen eingerechnet.

In wenigen schlichten Worten, wie ich mein Finistère fand und jeden Tag finde.

Nicht zu schlicht, ich will immerhin doch eine Schriftstellerin sein.

Der erste Garten meines Lebens, einige wenige freie Bilder,

Impressionen, keine Ansprüche.

Den Kopf an die Hardware lehnen und dann los mit den Eindrücken

auf die CD. Sie aus dem Kopf kippen, ihn wie einen Papierkorb ausleeren, in das Gedächtnis des Computers.

Der Kopf ist voll, darin liegt das Problem nicht.

Ich habe Material für hundert, für tausend verschiedene Bücher über ebenso viele Finistère, das Material muss nur geordnet werden.

Zusammengesetzt und verschmolzen aus allem, was ich gesammelt und gedacht habe. Alles was ich empfunden und getan habe, ist notiert, sorgfältig ausgedruckt oder stenografisch fixiert, alles habe ich verzeichnet, um ja nichts zu vergessen.

Stöße undatierter Notizen türmen sich auf Rückseiten von Quittungen, abgerissenen Zeitungsseiten, Verpackungen, Lampenschirmen, Haushaltspapier. Ich habe aus Zeitungen und Zeitschriften Artikel ausgeschnitten, Notizen, Anzeigen, Fotos. Ein Bild von le commandant Massoud habe ich eingerahmt und aufgehängt.

An die Wände des Arbeitszimmers habe ich mit der Heftpistole Bild an Bild getuckert, Zettel neben Zettel, ich befinde mich inmitten eines Kohlkopfs aus Informationen, die ich nicht verstehe.

Alle diese mehr oder weniger unleserlichen Anmerkungen in meiner alles enthüllenden Handschrift – sie neigt sich kräftig und energisch vorwärts, um sich im nächsten Moment schnell zwei Schritt zurückzuziehen.

Alle diese Fragmente, diese Splitter von Eindrücken, aus denen ich eine Einheit machen muss, ehe sie verblassen.

Die erste Anmerkung, die ich in den Computer notierte und an die Wand heftete, ist bereits verschwunden. Dort stand:

In berechtigtem Vertrauen darauf, dass ich es kann, fange ich neu an.